

geringer werdenden Durchsetzbarkeit. Die Einschaltung nichtjüdischer Rechtsinstanzen bei internen Auseinandersetzungen war ein wesentlicher Faktor der Auflösung des Systems der jüdischen Gemeinde im Abendland. Weiter sind dargestellt die Kategorien der Strafen: körperliche, soziale und geldliche Bussen. Kap. 5 studiert die bedeutendste Institution, das Rabbinat; die Quellen seiner Autorität, den Bann, seine verschiedenen Funktionen, den Lebensunterhalt des Rabbiners, die Qualität seiner Ausbildung und die Haltung der »Laien« zu den Gelehrten und Richtern, das wachsende Problem der Belastung der Energie der Gemeinden durch oft erbitterte Kontroversen zwischen einzelnen Rabbinern, die ja freizügig waren und etwa eine neue talmudische Akademie andernorts gründen konnten, was den Eingesessenen oft wenig lieb war; ferner ihre Einsetzung durch nichtjüdische Autoritäten. Es schliesst sich an die Untersuchung der zwischengemeindlichen Beziehungen und ein Kapitel über die Beziehungen mit der nichtjüdischen Umwelt: politische und rechtliche, die Eintreibung der »normalen« und der »ausserordentlichen« Steuern und die Strafen, Verfolgungen und immer neuen Vertreibungen, daneben aber auch die sozialen und geschäftlichen Beziehungen mit den Christen.

Das Buch bringt keineswegs nur Neues, doch gelingt ihm eine sauber gearbeitete umfassende Darstellung des politischen und gesellschaftlichen Lebens der jüdischen Gemeinden in einem Jahrhundert zwischen grossen Erschütterungen. Es kann sowohl dem Mediävisten als dem allgemein interessierten Leser empfohlen werden, zumal es ein wohlthuendes Gegengewicht bildet gegen alle (populären) Darstellungen, die einseitig das äussere Geschehen und die (negativen) Einwirkungen der Aussenwelt herausheben.

Michael Brocke

SCHALOM BEN-CHORIN: Bruder Jesus. Der Nazarener in jüdischer Sicht. München 1967. Paul List Verlag. 249 Seiten.

–: Der dreidimensionale Mensch. Der Mensch der Bibel und der Moderne. Trier 1971. Paulinus-Verlag. 180 Seiten. S. u. S. 101.

Das Buch von Ben-Chorin mit dem Titel Bruder Jesus hat nun schon ein kleines Stück Geschichte hinter sich; rund fünf Jahre sind seit seiner Veröffentlichung vergangen. Eine Besprechung im üblichen Sinn, eine Vorstellung des Buches an eine mögliche Leserschaft, wäre daher kaum mehr sinnvoll, zumal die Thematik ins Zentrum dessen gehört, was die Leser des FR bewegt. Vielleicht könnte ein später Hinweis aber dann von Nutzen sein, wenn er in Kritik und Gegenkritik einige Gedanken der Überlegung formuliert, welche die Situation des jüdisch-christlichen Gesprächs betreffen – aufgezeigt und bewusst gemacht im Blick auf die genannten Publikationen von Schalom Ben-Chorin.

Ben-Chorin hat zu seinem Buch »Bruder Jesus« viel allgemein gehaltene Zustimmung erfahren. (Gemeint ist die Zustimmung von christlicher Seite, denn sie steht für uns im Brennpunkt des Interesses). Solches vermerkt man mit Dankbarkeit gegenüber denen, welche diese Zustimmung aussprachen.

In der Detaillierung der Kritik fällt dann – trotzdem, oder vielleicht auch gerade deswegen – manches auf, das zu einer selbstkritischen Hinterfragung Anlass geben sollte. Zum Nutzen aller am Gespräch Beteiligten möchten wir auf einige Punkte zu sprechen kommen.

1. Vielleicht liegt es oft an einer mangelnden Möglichkeit zur Kontrastierung, wenn wir Fortschritte im Gespräch nicht recht als das wahrzunehmen imstande sind, was sie

gerne sein möchten und wohl auch sein müssten (in der Beurteilung von uns aus gesehen). Wenn ein Jude wie Schalom Ben-Chorin, der von der Sache etwas versteht, über Jesus von Nazareth schreibt, muss das dann so ausfallen wie das Buch unseres Autors? Ist das selbstverständlich? Wären eigentlich als Stationen der Entwicklung nicht vielmehr noch zurückliegende, hier also bereits überschrittene Positionen zu erwarten? Ist es nicht erstaunlich, dass wir nach einer so langen Zeit der Erstarrung und sodann der gegenseitig disqualifizierenden Auseinandersetzung (Ausnahmen dürfen nicht verallgemeinert werden) und schliesslich eines auf weite Strecken erzwungenen Schweigens – und das alles nur in einem halben Jahrhundert unserer unmittelbaren Zeitgeschichte gerechnet – nun einen so positiven Beitrag zum Gespräch über Jesus von jüdischer Seite erhalten? Dürfen wir das einfach für selbstverständlich hinnehmen? Der Realist, so scheint mir, dürfte das doch wohl nicht; seine Perspektive hätte ihn das schwerlich erwarten lassen!

2. So manche Zustimmung, die man dankbar entgegennimmt, trägt aber bei näherem Zusehen doch noch Züge einer hoffentlich nun für immer zu Ende gehenden Zeit. Gemeint sind jene Züge, welche Gesprächsoffenheit und Selbstkorrektur auf der anderen Seite (hier: der jüdischen) zu sehr unter dem Blickwinkel einer »Bekehrung« im Sinne einer Vereinnahmung für den eigenen, schon immer bezogenen Standpunkt sehen möchten; es bleibt dann wenig oder gar nichts für eine allseitige, also auch von der eigenen Seite her zu vollziehende neue Zukehr zu der Sache, um die es geht.

3. So man von christlicher Seite erhobene Kritik an Schalom Ben-Chorin eigenkritisch untersucht, so fällt einem vielleicht doch recht bald auf, dass viele Momente dieser Kritik eigentlich nicht auf dem Verhandlungsniveau des Autors stehen. Das ist keine Wertung, sondern eine nüchterne Feststellung. Wenn Ben-Chorin einen Sachverhalt auf neutestamentlicher Ebene anspricht, dann muss man ihm auf dieser Ebene und mit den dort ausweisbaren Argumenten und Möglichkeiten begegnen. Sind nicht, um es einmal in vorsichtig-anfragender Form zu sagen, zu viele Momente der Detail-Kritik von christlicher Seite aus im Grunde viel späteren dogmatischen und frömmigkeitsgeschichtlichen Perspektiven ohne genügende sachliche Prüfung in die (zur Verhandlung anstehende) neutestamentliche Ebene zurückverlagert? Hat der christliche Kritiker, dessen Anliegen ja nur zu deutlich wird, sich wirklich – besser als der Autor, dem er dies entgegenhält – an Texten des Neuen Testaments orientiert? Hat er die unmittelbaren zeitgeschichtlichen Zusammenhänge wirklich besser studiert, um sachlicher als der kritisierte Autor mit ihnen operieren zu können? Oder zeigt sich der christliche Kritiker nicht zu oft von dem befangen, was abzubauen und zu verlassen er dem jüdischen Gesprächspartner mit grosser Selbstverständlichkeit nahegelegt – nämlich den Bezug auf die unmittelbaren Gegebenheiten, die aus einer langen Tradition (eines polemischen Gegeneinander) stammen? Wie soll der jüdische Autor mit guten Gründen seine Tradition bedenkenlos zurückstellen können, wenn der christliche Gesprächspartner sich dazu gar nicht bereit zeigt, insoweit es seine christlichen überkommenen Anschauungen anbelangt?

Heisst das aber nun, dass es keinen eigenen, eigentlich christlichen, theologischen und historischen, in jeder Weise korrigierenden Gesprächsbeitrag mehr geben könne? Ganz und gar nicht! Aber: Korrekturen können nur dann überzeugen, wenn sie sachlich ausweisbar sind. Was wir meinen, wird so gleich deutlich werden.

Wenn unser Autor z. B.: hier sicher noch zu sehr im nachhinein vergangener Zeiten stehend (aber wer könnte sich denn davon einfach befreien?) im Blick auf Zeugung und Geburt Jesu von einer »dunklen Herkunft« spricht (Bruder Jesus, 30 ff.) und diese auch noch durch die Evangelien bestätigt findet (wenn auch gegenläufig, wie sich versteht, vgl. den Satz »Im Evangelium wird dieses Dunkel vom Lichte des Wunders überstrahlt«, S. 34), dann hat Ben-Chorin eben ganz einfach sachlich nicht recht. Von den Evangelien aus gesehen – ganz kritisch gesehen – ist das Reden von einer »dunklen Herkunft« eine bloße Mutmassung, über deren Seriosität und infolgedessen Qualität kein Wort zu verlieren ist: sie muss sich selbst richten. Eine solche Mutmassung hat in den neutestamentlichen Schriften nicht den geringsten Anhaltspunkt – wie immer man ihn auch suchen möchte, positiv oder negativ. Auf die neutestamentlichen Schriften aber muss man sich stützen, weil keine anderen Quellen vorliegen, die sich auch nur vergleichsweise ins Feld der Diskussion führen liessen. Gerade die neutestamentlichen Schriften aber kennen, was die Fragen um Geburt und Herkunft Jesu angeht, sehr wohl verschiedene Interessenlagen. Das älteste der uns vorliegenden Evangelien (das des Markus) thematisiert eine derartige Fragestellung überhaupt nicht; das Matthäus- und das Lukasevangelium thematisieren sie, wobei wir mit ziemlicher Sicherheit heute nur eines sagen können, dass nämlich die Diskussion um das uns so interessierende Wie (der Thematisierung und deren Folgerungen) im Raum neutestamentlicher Wissenschaft den klärenden Höhepunkt noch längst nicht überschritten hat. Für oder gegen was im einzelnen also eine Angabe oder eine Darstellung matthäischer oder lukanischer Prägung sich anführen lassen, das lässt sich, gemessen an heutiger verantwortungsbewusster Wissenschaftlichkeit, gar nicht so leicht sagen, wie man das gerne hätte. (Feststellungen dieser Art sollten aber alle Seiten zur Zurückhaltung mahnen). Das Johannesevangelium hingegen zeigt sich, wie man aus dem Wortlaut bereits leicht ablesen kann, an vielen Fragen nicht (noch nicht, nicht mehr oder ganz einfach überhaupt nicht?) interessiert: die Fleischwerdung des Wortes interessiert, diese Fleischwerdung interessiert als Tatsache der Offenbarung und des Heils; Fragen eines Wie in den Massen unseres (oder überhaupt eines späteren) Interesses werden eben nicht gestellt.

Aber alle diese Fragen tragen, soweit sie überhaupt anklingen, wenigstens soweit, dass wir einen sachlich ausweisbaren Bezug herzustellen vermögen, bereits einen eindeutigen theologischen Charakter. Was Schalom Ben-Chorin diskutieren möchte und mit den Worten von einer »dunklen Herkunft« zu beschwören sucht, das ist von den Evangelien her und selbst von dem noch viel früher schreibenden Paulus aus gesehen kein Gegenstand der Erörterung (oder gar insgeheimer Aufarbeitung = Vertuschung). Etwas anderes ist es dann, ob man das, was sich in den Evangelien ausgesagt findet (kritisch am Text erhoben), dann auch für möglich und wahr halten will – bzw. wie man sich um eine entsprechende Interpretation für damals, heute usw. bemüht. – Zweifellos ist die genannte Stelle wohl die schwächste in Ben-Chorins ganzem Jesus-Buch. Und, noch einmal sei es in ganzer Deutlichkeit gesagt, nicht etwa deswegen, weil spätere theologische Denkweisen oder – Gewohnheiten dem entgegenstehen – sie ist dies allein schon aus der kritischen Befragung der neutestamentlichen Texte heraus. – Auf eine solche Mutmassung hin sollte man also Ben-Chorin widersprechen, aber sachlich-nüchtern und mit den entsprechenden Argumenten.

Der Autor ist nach allem, was seine Publikationen ausweisen, sehr gesprächsbereit: dass er in der Lage ist, hinzuzulernen, das steht ausser Frage (es ist viel mehr offen, ob wir auf »christlicher Seite« aufweisen können, dass wir mit ihm Schritt zu halten vermögen!). Es hat also wenig Sinn, wollte man Ben-Chorin unsachlich (weil auf einer anderen Ebene) oder beleidigt oder gar gereizt begegnen – all das geschieht aber immer wieder, natürlich unter einem anderen Vorzeichen... Gerade aber, wenn wir erwarten wollen, dass wir in einem Gespräch weiterkommen, müssen wir auf dem sachlichen Boden des Argumentierens bleiben: Ben-Chorin liefert dazu die Beweise, dass wir dann am besten vorankommen könnten.

Eine andere Anschauung Ben-Chorins hat nicht weniger die Gemüter erhitzt als die bereits genannte von der Herkunft und Geburt Jesu: jene, wonach der Autor es wahrscheinlich zu machen sucht, dass Jesus verheiratet gewesen sei. Auch hier geht christliche Kritik oft unbesehen in emotionale Angriffe über.

Um es klar zu sagen: ich bin der persönlichen Überzeugung, dass Jesus nicht verheiratet war. Und ich glaube, dass diese Überzeugung sich auch bestens aus den neutestamentlichen Schriften belegen und verdeutlichen lässt. Dabei *kann* man, und zwar sehr scharf historisch-kritisch vorgehend, alle spätere christologische Entwicklung (und deren mögliche Interessen) aus dem Spiel lassen. Jesu Botschaft, konkret: seine Predigt, und seine Person lassen sich am ehesten verstehen als prophetisch (in welchem Sinn man auch diesen Begriff dann des Näheren zu erklären geneigt sein mag). Jesus steht (hierin ist er sicher Johannes dem Täufer vergleichbar) am Anfang einer »Bewegung«. Das heisst: er gehört gerade nicht zu den – wie man heute sagen würde (aber sachlich ist das schon immer so, wie zahllose Beispiele zeigen) – »institutionalisierten« Leuten. Er gehört nicht zu »den Priestern« oder »den Schriftgelehrten« – wiewohl das, was er tut, sehr viel mit dem zu tun hat, was die genannten Gruppen auszeichnet. Jesus ist kein Mann einer bestehenden Institution, er hat ein ausgeprägtes und auf die Kürze eines Lebens hin gesehen umfangreiches Programm: die Verkündigung des Gotteswillens, wie er ihn versteht und die Menschen lehren möchte (»Gottesherrschaft«); dahinter steht, das lässt sich leicht einsichtig machen, etwas der Art nach ganz anderes als das, was das Leben eines Priesters oder Schriftgelehrten ausmacht (das ist feststellend und in keiner Weise wertend, geschweige denn abwertend gesagt). Die Geschichte der Menschheit und der Religionen kennt viele Persönlichkeiten dieser Art. Jesus ist so von der Bedeutung seiner Sendung und von der Kürze der Zeit, die zur Verfügung steht, überzeugt und beansprucht, dass die Frage nach einer Ehe gar nicht in den Horizont des Lebens treten kann. Das ist mit kurzen Worten verdeutlicht, was ein komplizierter Tatbestand auf dem Boden neutestamentlicher Schriften für höchst wahrscheinlich zu erachten verlangt.

Damit ist, von der Sendung und dem Verhalten Jesu her, über den Wert der Ehe als solcher zunächst einmal gar nichts gesagt. Auch hier dürfte man sehr gut beraten sein, wenn man sieht, dass Fragen dieser Art im ganzen Neuen Testament nicht *als solche thematisiert* sind: Jesus ist gewiss unverheiratet gewesen, einige seiner Jünger waren es vielleicht auch (ob zeitweilig, ob immer, dafür fehlen die Anhaltspunkte), Petrus war es mit Sicherheit nicht – und andere Jünger Jesu waren es bestimmt auch nicht. Wichtiger als alle Vermutungen ist die Tatsache, dass die zweifellos von Jesus geübte Ehelosigkeit (»um des Himmel-

reiches willen«) nirgendwo im Neuen Testament als solche thematisiert wird: und schon gar nicht erscheint sie als »besondere Bedingung« für irgendetwas.

Man sollte also Ben-Chorin diese neutestamentlichen Sachverhalte bedenken lassen. Es wäre schwerlich sinnvoll, mit späteren Anschauungen Eindruck machen zu wollen. Darauf könnte sich Ben-Chorin – mit Recht – nicht einlassen. Ebensovienig kann man sich, wie es immer wieder geschieht, auf Johannes den Täufer (man beachte den Unterschied zu dem oben Gesagten!) in der Weise berufen, dass man von ihm auf Jesus hin ableitet: was er getan habe, müsse Jesus um so mehr getan haben. Nicht anders mit dem beliebten Hinweis auf die »Mönche« von Qumran: Jesu Predigt ist nicht die der Qumran-Essener, so viele terminologische und andere Anklänge sich im Neuen Testament auch finden mögen. Aus den Qumran-Essenern und ihrem Verhalten, ihrer Lebensführung usw. lässt sich für Jesus genau so wenig »ableiten« wie aus dem späteren christlichen Mönchtum. Damit ist über die Qualitäten eines solchen Lebens gar nichts gesagt. Man darf aber die verschiedenen Stadien der geschichtlichen Erfahrung nicht beliebig durcheinanderwürfeln – und daraus Folgerungen in nicht zugehörige Ebenen ziehen. Das Gespräch mit Schalom Ben-Chorin dürfte aber, wie ein Blick in sein Buch »Der dreidimensionale Mensch« zeigt, erst eröffnet sein. Auch »Bruder Jesus« ist ein Stück aus dem Unterwegssein eines Menschen, der uns *suchen* und *fragen* und *lernen* lehren kann.

Damit ist der Zusammenhang mit der neuen Publikation »Der dreidimensionale Mensch« angesprochen. Man sollte eigentlich vieles, was der Verfasser in »Bruder Jesus« gesagt hat, auf dem Untergrund dieses neuen Buches zu bedenken und zu verstehen suchen. Denn es kann kein Zweifel daran sein, dass sehr vieles erst so verständlich werden kann, weil dieses Buch die Zusammenhänge offenlegt. Zugleich zeichnet sich aber ein weiterer Fortschritt, auch in manchen noch sehr heiklen Fragen, ab. Der 3. Abschnitt unter der Überschrift »In Sünden geboren – Immaculata« ist dafür ein beredtes Beispiel. Freilich, Ben-Chorin teilt noch nicht persönlich eine mögliche Vermittlung (in der schwierigen Frage der »Jungfrauengeburt«), wie sie sich etwa aus chassidischem Judentum des 18. Jahrhunderts gewinnen liesse (gleichgültig, wieviel diese Vermittlung nun sachlich abwerfen würde). Aber ist es nicht ein sehr wichtiger Schritt, dass Ben-Chorin diese Möglichkeit überhaupt einmal – von sich aus – ins Spiel bringt, auch wenn er sie (zunächst einmal jedenfalls) noch entschieden ablehnt? Jede echte Möglichkeit eines Weiterkommens beginnt doch mit einer ernsthaften Konfrontation, in die man sich selbst bringt – und damit anzeigt, dass man sich nicht billig der Fragestellung entziehen will.

Aber – es ist höchste Zeit, dass wir uns einigen anderen Aspekten dieses Buches zuwenden. Man darf sagen, dass man selten auf rund 180 Seiten eines kleinformatigen Buches mit so vielen ernsten Fragen des Glaubens, der Theologie, der menschlichen Entwicklung (besonders in Fragen Offenbarung), der Geschichte jüdisch-christlicher Religiosität in solcher Schlichtheit, in so prägnanter Kürze und mit solch umsichtigem Scharfsinn konfrontiert wird. Was andere nur furchtbar kompliziert sagen können (was man nur zu gut verstehen kann), das vermag Schalom Ben-Chorin in grosser Einfachheit zu sagen, wobei er das, was es zu berücksichtigen gilt, genau im richtigen Augenblick und mit der gebotenen Beschränkung zu sagen weiss. Und darauf zielte eigentlich unsere Bemerkung zu Eingang dieser »Besprechung« schon ab: sind die grossen

Themen der Verkündigung des Gotteswillens, der Glaubensbotschaft und der Erschliessung der Möglichkeiten eines Glaubens nicht längst für uns – auf dem Boden jüdisch-christlicher Offenbarungsreligion – so weit gemeinsam, dass wir uns viel mehr um diese uns allen gemeinsamen grossen Fragen bemühen sollten, statt uns zu sehr in den Detailfragen, die aus anderen (und grossenteils vergangenen) Zeiten stammen, aufzuhalten? Ist das Zeugnis, das uns eint, nicht viel kostbarer als die Trennung in Fragen, die wir meist doch nicht einfach zu lösen vermögen?

Wer möchte eigentlich Schalom Ben-Chorin, dem Juden, nicht zuhören, wenn er in seinem letzten Abschnitt seines Buches, überschrieben »Unsterblichkeit«, nach einer schonungslosen Erörterung dessen, was es heute dazu an kritischen Voraussetzungen zu klären gibt, schliessen zu dürfen meint:

»Ich glaube, dass über diese letzten Dinge eigentlich nur in der Form der Frage gesprochen werden kann. Fertige Antworten erscheinen mir fast frevelhaft. Das Mysterium darf nicht entschleiert werden. Das Allerheiligste bleibt unbetretbar.

Auf die Frage, die in uns und mit uns lebt, gibt es keine formulierbare Antwort, aber das schliesst die Hoffnung nicht aus.

Nicht alles in unserem Leben ist formulierbar. Das Letzte und Höchste entzieht sich der Definition. Hier muss es noch einmal gesagt sein: Wer wollte die Liebe erschöpfend beschreiben?

Es gibt ein Schweigen, in welchem paradoxerweise die Stimme Gottes spricht. Es ist das Schweigen, in dem Elia die Stimme Gottes offenbarte (1 Kön 19, 12).

Diese Stimme feinen Schweigens spricht zu uns auch von der Unsterblichkeit, von der Auferstehung, von der Hoffnung, die mit uns geboren wird, aber nicht mit uns stirbt.« (S. 173).

Ob er, der Jude Schalom Ben-Chorin, nicht auch für den Christen einer der wenigen Lehrer sein wird, welche in unserer Zeit – von einer späteren Beurteilung aus gesehen – »den Rückweg aus der Immanenz in die Transzendenz« eröffnet haben?

O. K.

SCHALOM BEN-CHORIN: Judentum und Christentum im technologischen Zeitalter. Drei Essays. Meitingen-Freising 1972. Kyrios Verlag (Theologie und Leben 8). 55 Seiten.

In diesem schmalen Bändchen legt Verf. drei Reden vor – er selber spricht im Vorwort von vier –, die ursprünglich 1970 bei einem christlich-jüdischen Jugendtreffen in Israel (I) und anlässlich der Woche der Brüderlichkeit in der BRD (II und III) gehalten, den christlich-jüdischen Dialog auf Fragen der heutigen pluralistischen Gesellschaft ausdehnen wollen (Vorwort).

»Judentum und Christentum vor dem Forum des technologischen Zeitalters« (S. 11–28) fordert, dass sich beide Religionen den Fragen der technisierten Welt stellen und sich deren Mittel für die Verkündigung nutzbar machen. Dabei gilt es jedoch, die geistige Substanz des Glaubens zu bewahren.

»Fremdling und Verfremdung« (S. 29–46) behandelt das Problem der Minderheiten. Nicht nur in jeder Gesellschaft kann man plötzlich fremd und Minderheit werden: Fremdheit und Verfremdung gehören zum Wesen eines jeden Menschen, ein Schicksal, das nur in der Hoffnung auf Gott ausgehalten werden kann. »Einerlei Recht« (S. 47–54) analysiert 3 Mose 24, 22 und 4 Mose 15, 15 f.: gleiche Verpflichtung und gleiches Recht für Einheimische wie für